



Unter fallenden Blättern.

Ein Brausen in den dünnen Blättern, ein verwehendes Blühen über den braunen Feldern, — das ist die uralte Sage, welche der fühlende Herbst den Kindern sonntäglich erzählt. Es bedarf nicht jenes vielgelungenen Men-

Wie die Blätter so anders im Oktober lauft, als im Februar! Er ist nicht fälter, nicht schneidiger als in den Tagen, wo er über die eben aufsteigende Saat dahinfährt, — es ist heute wie damals dasselbe Braut. Aber damals meinten wir durch sein gewaltiges Concert helle Frühlingsklänge hören zu hören, während heute kein zerrissenes Wehen etwas vom Klange der Todtenglocken aufgenommen zu haben scheint, — im Februar und März bracht er Hoffnung verheißend herein, im Oktober läutet er Hoffnung und Erfüllung zu Grabe: die Krone des Jahres ist dahin, der Reigen verfallt!

Wie uns die Nächte so viel länger dünken im Oktober, als im Februar! Sie wahren nicht länger heute, wie damals, wo die letzte Winterionne über Schnee und Eis aufschloß, — die Oktobernacht währt wie die Februarnacht dreißig Stunden. Aber damals waren die langen Nächte durch den Ausblick auf jene Tage verklärt, in denen sich Wintergarn in Frühlingswolke verwandeln muß, während sich die Oktobernacht in nebelhaftes Schweigen füllt, — im Februar die Hoffnung, im Oktober die Resignation: ach wie so bald verhallt der Reigen!

Wie so bald! Nicht das ist die Klage, daß das braune Blatt eine Weile herumgewirbelt wird, um in Moder und Staub zertrümmert zu werden, — was ist die eigentliche Verfallstimmung, welche in den wirbelnden Blättern die wechselnde Menschengeschlechter erkennt und mit ihrem Fall ein Stück von der süßen Schwärze des Daseins dahin gehen sieht. Es ist allhergebrachter Sprachgebrauch, das Leben nach so und so viel Jahren zu zählen, — in Wirklichkeit zählt das Leben nach eben so viel Herbst. Es fällt doch eines nach dem anderen von dem Baume des Lebens ab: es wandelt sich die scheinbar unverwundliche Frische der Jugend, es verzehrt sich die mächtig schaffende Kraft des Mannes; es verliert sich unter Erfahrungen und Enttäuschungen die einst so lichte Lebensanregung, — ganz anders sieht Dich der Februar, als der Oktober Deines Lebens: Deine Blumen sind abgefallen, Dein Reigen ist verfallt! ...

Wißlich? Und es blühe nichts als die schwächliche Klage: Lebenslust und Kraft verlohnt, Nebelhauch umhüllt die Sterne, Und die Hoffnung geht zur Neige: Durch die röhrenden Zweige Gröhrt von fern Schon der Tod — ?

Es blühe gegenüber der erregenden Klage, daß der Mensch in seinem Leben ist wie ein Gras, das frühe blühet und Abends weht wird — es blühe allem Herbststimm, allem Vermehren und Vermehren gegenüber Nichts weiter als ein nachfolges Achsel- und Herz-Juden? Es hätte jener tröstliche Dichter Recht, der mit hochmüthigem Behagen resignirt:

Der Wald verdoert, — dassele hat Natur Mit weitem Raub und todem Blick gewollt! Gleich gült's dem Augenlid der Weltmürr, Ob er als Thranen, ob als Blut verrollt — ?

Und jener andere, der die an die Schläfe pochenden Gedanken mit dem gebietenden Nichts zurückwirft: Umsonst, du findest nicht des eigenen Lebens Zweck und Sinn? Der verfallende Reigen rief kein anderes Echo nach, als das schmerzzerfüllte: Ach, wie so bald — ?

Wohl — auf dem Wege, den der Herbst geht, liegen die Trümmer der Frühlingsherrlichkeit und Sommerkraft, — aber Gottes Erde ist nicht der Kalten des Winterstammers, in welchem die zurückgelegten Wertmüßigen in gleicher Gestalt liegen bleiben, — sie ist eine Sparsame, welche Jahr für Jahr Kapitale aufnimmt, die den besten höchsten Zinsen auszugeben. Die exacte Naturwissenschaft hat mit unendlichem Scharfsinn festgestellt, daß in der sichbaren Welt auch nicht ein Atom, nicht ein Staubkorn verweht und vergeht. Das Wasser bleibt immer dasselbe Wasser, ob es als Nebel in die Lüfte steigt, oder als Schnee aus winterlicher Wolke fällt, ob es als Nahrungsmittel aus der Erde quillt und in Fleisch und Blut übergeht oder ob es in den Früchten durch den Sonnenstrahl getrocknet wird, — so lange die Welt steht, ist noch kein Tropfen Wasser verloren gegangen, mag er vom Meer in den Aether, vom Weib in die dürstliche Ackerkrume und von da in den sprossenden Halm gewandelt sein, — er hat nur das weltregierende Gesetz der Bodentriebebewegung und Neuschaffung erfüllt. — Aus den Tiefen der Erde wird im Wansfeld'schen das Kupfer-

schiefer gefördert. Ob in den Lagern das Bitumen verdampft, ob die untlüchtigen Stoffe als Schlacke niederfallen, ob die aufsteigenden Gase in der Atmosphäre weitere Verbindungen eingehen oder aufsteigen und neu verwendet werden, — so ist von den Wansfeld'schen Kupfersteinen noch kein Atom verloren gegangen, mögen sie sich als Schlackenbalden in der Umgegend aufgebaut haben, oder als Kalkstein in die Welt gegangen sein, mögen sie als Eisenstein über das Meer wandern oder als Kupfer und Silber auf den Weltmarkt treten, — es ist kein Staubkorn davon verneht. — Die Samenkapitel des Grashalms fallen vom Stängel, — eine Weile und das winzige Korn faßt Wurzel und treibt neuen Halm, — eine Weile und der Wind nimmt es auf seine Flügel und trägt es in jene Mauerspalte oder in jenen Garten, — so oder so ist es un verloren. — Solcher Beispiele könnte man zu Hunderten häufen und Hunderte von Beispielen würden uns immer zu einem Schluß führen: daß das Herbstgefühl etwas Krankhaftes in sich trage, sobald es sich nicht aus der Behmutz über das Wüthen und Verblühen herausarbeitet.

Neues Leben blühet aus den Ruinen. Wohl hält der Herbst mit seinen verdohten Ähren und erblühteren Büumen eine eindringliche Predigt, — aber über dem Rauchen und Fallen der Blätter steht die Gewißheit, daß ein Menschenleben und wäre es noch so arm, doch nicht bloß ein hingeworfenes Blatt, nicht bloß ein unbrauchtes Staubkörnlein ist. — Die dunkeln Schatten, welche der erste Herbst wirft, zerstreuen sich und schwinden vor einer Sonne, welche den Wechsel der Stunden nicht kennt, — hört auch das Sterben nicht auf, so nimmt auch das Geborenwerden kein Ende und der Schmerz trägt die Freude in seinem Schooße.

Wie denn? Sang neulich nicht eine weiche Stimme: „Ach, wie so bald verfallt der Reigen?“ und sang nicht als Echo im Wehen des herbstlichen Windes ein elegisches „Ach, wie so bald!“? Wir haben uns verdoht; das Echo sang mit Ernst Worlt'schen:

Die Seele hat gewonnen Das ew'ge Morgenroth Und schaut aus bettern Bäumen Hinab auf Grab und Tod. —

Der Wind rauscht in den braunen Blättern — aber das Ewige bleibt. K. St.

Neapel und seine Bewohner.

(Nachdruck verboten.)

„Neapel sehen und sterben!“ Ein solches Wort! Allein wie sehr schwindet die wunderbare Feierlichkeit der Seele, der zäuberische Frühlingsmorgen des Gemüths, sobald man länger hier verweilt und tiefer in das Elend blickt, welches jahrhundertlange Mißwirtschaft über ein intelligentes, nur zu flüchtig erregbares Volk gebracht hat. Schon mancherlei ist von der gegenwärtigen humanen Regierung zu bessern versucht worden; aber noch lange, lange wird es dauern, bis man von Rom aus sich als Herrin der argen Verwilderung des Menschengeschlechts in Campanien und Calabria weiß. In den lieblichsten Thälern wohnen weiße Sklaven, deren Herren ihr Gold zu Paris und an anderen Orten gedankenlos verpacken, ihre großen Besitzungen kaum je gesehen haben; und mitten in dieser unaussprechlichen Schönheit der Natur darben Hunderttausende, damit Einzelne sich unanständig vergnügen. Es schaudert einem das Herz, wenn man gewahrt wird, in wie kurzer Zeit oft die Verwalter der großartigen Güter von Herzogen und Grafen sich durch List und Bosheit bereichern, während der zur Feldbestellung für etwa 30 und 40 Pfennige täglich gemietete Arbeiter nahezu verhungert. Dabei ist er jeder Qualerei und Willkür obenein schulplos preisgegeben. Der in Neapel selbst lebende hohe Adel ist entweder zu stolz oder zu arm, um an den fruchtbarsten Pflanzstätten des Volkes theilzunehmen. Den verfallenen Vorurtheilen werden prächtige Titel gegeben, die Faulheit und Trägheit speisen sich mit dem Zuderbrod, daß eine Marchese nicht arbeiten dürfe.

Welch ein Unterschied zwischen Rom und Neapel und dessen Bewohnern! Der Römer ist zu lebenswürdig, um durch Uebermuth dem armen Volk die Dürftigkeit empfindlich zu machen, in Neapel begegnet einem der Bettelei auf Schritt und Tritt. Zahllos sind die Aeldepaläste zu Neapel und die Willen bei der Stadt, sowie nach Portici und Sorrent hinaus. Aber man frage nur in ihrer Debe nach! Vermildert liegen zum großen Theil die Gärten und verwahrloht steht der größte Theil der Bauwerke da. Ist hat ein solcher Prachtbau in Neapel drei und vier Besitzer. Jedes Stückerl gehört einem anderen; und der Geschäftskäufer vermiehet dann das ihm gehörige Geschloß. Unterdessen fährt oder geht der ehemalige Besitzer spazieren, oder schlüpfet sein Sorbet und ist weit davon entfernt, zu resigniren. Im Gegentheil, ein Neapel, eine fata Morgana schwimmt über dem herrlichen Golf vor seinen Sinnen und er findet darin seine Feindbuben, seine prächtigen Stiftskirchen und seine verjüngte Ritterherrlich-

\*) Anlässlich des deutschen Kaiserbesuchs von aktuellem Su- Die Redaktion.

keit. Es sind eigentlich glückliche Gesichte, diese Trümer; einige Jahrhunderte der Bourbonenyrone, gegen die sie sich oft auflehnten, haben ihnen nichts gethan, als nur den echten Adel, thätig zu sein, fortzunehmen. Jedoch es steht zu hoffen, daß dieser in den Tag hinein lebende Adel vielleicht plötzlich erkennen wird, wie er von Longobarden und Normannen stamme, und erst seit Karl von Anjou um das „noblesse oblige“ gekommen ist. Hierfür kann möglicherweise der deutsche Reich ein kleines Wunder wirken. Dem verschweigen darf man es auch nicht, daß einst einer der vornehmsten neapolitanischen Adligen, der Fürst Rignatelli aus der noch heute sehr reichen Familie, als Papst Innocenz XII. zuerst erklärte: „Die Armen sind meine Väter“ (Nepoten) und damit der Vereinerung Einzelner durch die Päpste zu Rom ein Ende machte.

Es soll mit Vorsprechenden aber nicht gelagt sein, daß in Neapel noch einiger Freisinn der Leuten oder gar der alten Griechen zu spüren sei. Eine Mischung alter Nationen hat hier Jahrhunderte lang zum Nachtheil für die Gesinnung stattgefunden. Nur auf Capri, in Oranjo und auf Stälien sieht man noch zuweilen den reinen griechischen Typus, während man sich z. B. auf Ischia nach Catalonien verlegt glauben könnte. Es herrschten dort vordem die durch Unrichtungen und Krieg zu Bütteln Gewordenen zwangswelche spanische Soldaten. In dem Bildungsgrade des Volkes, namentlich der zahlreicheren Fischer zu Neapel, macht sich aus der langen Wüthregierung her ein wesentlicher Unterschied bemerkbar. Die mit den Fremden verkehrenden Fischer und Fischer, am Strande von den königlichen Gärten bis zum Possitippo hin, sind sehr aufgeweckte Menschen, sie haben Verständniß für alles Obile und Schöne und zeigen lebhaftes Theilnahme an Dichtung und Kunst. In den übrigen Volksteilen herrscht eine ungläubliche Rohheit und Gleichgültigkeit gegen menschwürdiges Dasein. Wer hier Treue, Frömmlichkeit, die Thulle einer hohen Liebe suchen wollte, der würde sich arg betrogen finden. Man müßte die galligen Farben eines Therites anfragen, um die Verwundtheit dieser bellagenswerthen Menschen in ihrer sprechlichen Schmutzthöllen anschaulich zu machen. Es ist alles kaum mehr als thierisch, was diese Armen dem Leben bieten, vom Leben fordern. Dessenungeachtet haben auch diese, nur einmal von König Joachim Murat zu etwas Größerem aufgestellten Menschen einige Feiertage im Jahr: die Ehrenlage ihrer Schutzheiligen. Ein allgemeines Begehren nach Tanz, Lust und Freude macht sich kund. Aus jedem Hause werden kleine Münzen eingelammelt, um dafür bunte Papierlaternen, Blumen und Confecti anzuschaffen. Die Kinder werden verammelt und erhalten ausnahmsweise eine Kleinigkeit unter Thranen und Fluchen, zuweilen sogar ein Hemd. Es entzieht eine allgemeine Beirgung, der Heilige möchte sich nicht anständig genug behandelt sehen. Einige Tage dauert dies allgemein-gesellschaftliche Treiben und Belangen, dann beginnt aus neue das frühere verdorrte Hindämmern in selbstbereiteten Kerkern mit Foltern, die man zwar sieht, aber gleichgültig hinnimmt, und die zu befechtigen man auf Anreizung des hochstimmigen Königs nur eben die Anfänge gemacht hat. In der Humanität ist so wenig mit dem Almojen, der Gabe gethan. Die Empfindungen, die Handlungswelten der Armen prüfen Wenige an Ort und Stelle. Das Prüfen wäre unbecquem, unangenehm. Gut, wenn der König einmal sieht. Die Schreiber berei nicht sehr wenig.

Jedoch werden wir uns nun den sonnigen Seiten Neapels zu, wie es sich eigentlich für den Fremden, welcher „pratico“ ist — das heißt, sich nicht von Klüffeln, Kellern, Tschini, Wirthen z. prellen läßt — gemieht. Die Bettelei freilich folgt uns noch immer, denn sie wird selbstamerweise von „oben“ begünstigt.

Die Meeresseite der Stadt vom Largo della Vittoria mit Villa reale (jetzt nationale) am Hafen entlang bis zur Südoftseite, und westlich der Possitippo, und die neuen Stadttheile Capriago und Villa, bilden das eigentliche Fremdenparadies in dieser geräuschvollsten aller Städte, wo jeder Reiche der Sänger Nachtel hundertfach überknallt, wenn auch weniger melodisch. Ein herrlicher neuer Dana mit stattlich schönen Gebäuden ist dem Meer abgerungen worden, dieser verbindet sich östlich bei Castello dell' dio (ein Felseninseln und letzter Ausläufer des Berges von San Elmo) mit der bekannten Meerstraße Santa Lucia. Jetzt ist auch dieser einst schmutzige Weg ein schöner Meerdom. Aber das alte Familienleben des Volkes entfaltete sich hier trotzdem ungenüht. Die „frutti di mare“ werden unter bedeutendem Lärm ausgeführt; und in den Bänken sucht man den lieben Kleinen gewisse kleine frutti vernehmlichster Kultur aus den struppigen Haaren und den Kleidern zu entfernen — zur Erleichterung der Klümmern. Das Gebränge auf diesem Wege ist zu mehreren Tageszeiten ungeheuer und wölft sich meist die Strada del Gigante bis zu dem schönsten Platz Neapels mit dem königlichen Schloße hinauf. Im Anstich hat man den Blick auf Castell San Elmo, zur rechten steht man in die mit Kanonen gefüllten Höhe des Arenas am Golf. Das Schloß steht auf der einen Seite mit dem San Carlo-Theater in Verbindung. In den Bogenreihen des letzteren großen Hauses sitzen ernsthaft, diebeschäftigte öffentliche Schreiber. „Un bilieto“ ist das zärtliche Verlangen jeder



braven Köchin Rosine. Von den 300 Kirchen Neapels liegen selbstverständlich einige sehr schöne hier am Wege. Die Strada del Sole sagt, daß wir dem Golse nahe bleiben; das Theater del Fondo und Castel nuovo, aus der „Stimmen von Portici“ bekannt, grenzen daran. Eine bedeckte Gallerie verbindet Schloß und Kastell, für etwaige Fälle. Hinter Strada del Sole beginnt der Wolo mit den Kriegs- und Handelshäfen, den Arsenalen und dem Zeugthurm. Auch hier herrscht ein Treiben, als wäre die halbe Million Einwohner zum großen Theil im Freien. Noch farbenreicher wird das bewegte Bild auf dem Quai der Strada nuova. Die besonders schönen Häuser hier sind die Nachkommen jener Vazzarone, die längst nicht mehr in Neapel existiren. Porta del Carmine schließt hier die eigentliche Stadt, in die man nur zur Linken einzubringen braucht, um das oben erwähnte schredliche Elend zu gewahren. Dort auch liegt auf dem Plage del Mercato eine Markthalle, der größte Fischmarkt. In dem Aufstade des Marianiello war diese Stadtgegend der Hauptplatz. — Auf der westlichen Chiagia (Chiara di Chiagia) zwei Kilometer am Meere hin, erreicht der Wagenverkehr jeden Abend gewöhnlich die vierfache Reihe eines Korps. Anfangs begleitet der Park von Villa nazionale mit dem berühmtesten Aquarium der Welt (das Brightoner und Berliner nicht ausgenommen) die Straße; dann folgen Häuser und Villen an den Bergabhängen des Poggio und am Meere, meist gut gehalten. Aber wir folgen dem allgemeinen Zuge nur eine Stunde auf der prächtigen Straße Chiaia di Positano, wo das „Neapel leben“ — und sterben“ sich allerdings zauberlich kundgibt, und wandern nicht durch die Tag und Nacht erhellte, 690 m lange Grotta di Positano, sondern besteigen die Bergeswege, wegen des herrlichsten Blickes auf Bajae, Tschia, Camaldoli u. s. w. Ein anderer, wenig genannter Felsenbruch von 900 m Länge ist hier oben schon im Jahre 37 v. Chr. angelegt worden. Die Ausfahrten von seinem Abende über den ganzen Golf und auf Capri nähern sich beinahe denen des schönsten Höhepunktes von Neapel: Camaldoli.

Daß das Nationalmuseum zu den hervorragendsten der Welt rechnet, möchte ich noch betonen. Gewiß nicht allein wegen seiner einzigen antiken Wandgemälde und Bronzen, sondern auch der Marmorsculpturen und Gemälde halber. Die Brunnensammlung ist unergleichtlich. Indeß alle Welt streift hier in den schönen Umgebungen, wo „Italien“ eigentlich erst anfängt, und onst nach 14 Tagen, die kaum für den Gilden genügen, reist man von Neapel gewöhnlich schon in acht Tagen ab. Man kann von Neapel nicht Abschied nehmen, ohne an den Baisu zu denken. Eine Drahtseilbahn führt nun zum Krater! Gewiß ist die Fahrt hochst beschwerlich, allein die Schuhmacher wollen ja auch leben! Der Weg, zur Hölle nicht einmal wech mit guten Worten und Absätzen gepflastert, er wird noch silber und elektrisch beleuchtet. . . . Und vom Toledo, von Pompeji gar nichts? Der Toledo hat sich taufen lassen, heißt nun via di Roma. Die Pulsader der Stadt von Nord nach Süd ist er geliehen und eine Unzahl von Straßen und Treppengassen nimmt er rechts und links auf. Pompeji muß man im National Museum studiren. Dann erhebt einen die alte Römerpflichtigkeit. Auch eine Fülle des Schönen in einer kleinen Provinzstadt! . . . W. v. Scherur g. Glanz.

### „Erbliche Krankheiten.“

Wenn man von erblichen Krankheiten spricht, so soll damit nicht gesagt sein, daß die Krankheit als solche erblich ist, sondern daß die Disposition, die Veranlagung zu irgend einem Leiden von einem Familiengliede auf dessen Nachkommen übertragen werden kann. Die Uebertragung geht von Stufe zu Stufe, von den Eltern auf die Kinder, von den Kindern auf die Enkel und so fort. Ob nun die Veranlagung für eine gewisse Krankheit durch die allmähliche Abnutzung eine geringere wird und bei innerwährenden Vererbung von einer Generation auf die andere mit der Zeit vollständig verschwindet, ist nur für bestimmte Fälle anzunehmen. Dagegen ist es eine traurige Thatsache, daß z. B. durch Vererbung der Tuberculose schon ganze Familien ausgehorben sind. Auf der andere Seite hat man wieder beobachtet, daß in einer Familie, in der die Eltern oder einer der Eltern tuberculös waren, von den Kindern nur das eine oder das andere erblich belastet wurde, während die übrigen in blühendster Freiheit verblieben und ein hohes Alter erreichten. Dies mag wohl darin seinen Grund haben, daß die befallenen Kinder vielleicht von Natur schwächerer constituirte waren, und so der Tubercelbacillen ein geeigneterer Boden für ihre Entwicklung geboten war.

In der Mehrzahl der Fälle spielt sich die Tuberculose in den Lungen ab, jedoch kommt sie auch in den Knochen, den Gelenken, im Gehirn, im Darmkanal, der Leber und anderen Organen vor. Die Eingangspforte für die Tubercelbacillen ist gewöhnlich der Athmungsorganismus. Unzählige dieser Bacillen befinden sich fortwährend in der atmosphärischen Luft, und wohl jeder Mensch nimmt täglich eine gewisse Menge dieser Mikroorganismen durch die Athmung in die Lungen auf. Bei einer gefunden und kräftigen Lunge werden die Bacillen keinen Schaden anrichten, sie werden zu Grunde gehen, weil sie eben keinen geeigneten Nährboden für ihre Weiterentwicklung und Vermehrung finden. Gelangen dagegen die Bacillen in eine schwächliche, tuberculös beanlagte Lunge, so ist hier der geeignete Nährboden für das Weiterwachen der spezifischen Krankheitskeime gegeben. Die Bacillen vermehren sich zu kolossalen Mengen und beginnen nun ihr unheilvolles Fortschreiten.

Die Veranlagung zur Tuberculose kann aber auch erworben werden. Man hat es z. B. häufig beobachtet, daß bisher ganz gesunde, im Wochsthum begriffene, junge Mädchen durch übermäßiges Tanzen und ungenügende Schonung ihre Lungen so geschwächt und überangestrengt haben, daß auf dem Boden dieser erworbenen Veranlagung sich eine tuberculöse Erkrankung der Athmungsorgane entwickelte.

Auch Handwerker, welche in Folge ihres Berufes einer innerwährenden Einathmung von Staub ausgesetzt sind, können sich sehr leicht eine Anlage zur Lungentuberculose erwerben.

Sind in einer Gg. beide Theile, Mann und Frau tuberculös beanlagt, so ist die Garantie für den Gesundheitszustand der Kinder eine bei Weitem ungünstigere, als wenn bloß einer der beiden Ehegatten, entweder der Vater oder die Mutter mit dieser Krankheit befallen sind.

Es existiren unter den Laien über die Vererbung der Tuberculose verchiedene Annahmen, so soll sich z. B. die Krankheit von dem Vater auf die Töchter, von der Mutter auf die Söhne übertragen. Andere leben der Ansicht, daß von der Krankheit bei der Vererbung immer eine Generation überbrungen wird, also von den Großeltern aus erst wieder die Enkel tuberculös beanlagt werden. Das sind natürlich Annahmen, die keinen sicheren Untergrund haben, sondern nur auf zufälligen Vorworfungen beruhen. Jedenfalls steht wissenschaftlich fest, daß die Anlage zur Tuberculose von befallenen Eltern auf die Kinder übertragen wird, ob sie dagegen bei jedem derselben zum Ausbruch kommt, das hängt wohl von der individuellen, körperlichen Beschaffenheit, der zweckmäßigen Ernährung und dem ganzen gesundheitslichen Verhalten eines jeden Einzelnen ab.

Inwiefern die Annahme einer erblichen Fortpflanzung des Krebses seine Berechtigung hat, darüber ist man, ebenso wie über die Ursachen und die Entstehung dieses Uebels noch einigermaßen im Unklaren. Jedoch ist eine gewisse erbliche Veranlagung für Krebskrankungen keineswegs vollständig abzuleugnen. Hat man doch wiederholt beobachtet, daß z. B. der Brustkrebs von der Mutter auf die Töchter und weiterhin auch auf weibliche Glieder späterer Generationen forterbte.

Bei anderen Krebsarten hat man dagegen eine erbliche Fortpflanzung nicht constatiren können. Andererseits ist es aber auch vorgekommen, daß wenn in einer Familie einer der Eltern an Krebs gelitten hatte, dieses Leiden bei irgend einem der Nachkommen in ganz anderer Form und an einer ganz anderen Körperstelle ausbrach.

Ein großes Kontingent von Fällen, in denen die Anlage zu einem Leiden von den Eltern auf die nächstfolgenden Generationen vererbt wird, stellen die Nervenkrankheiten. Und zwar werden dieselben nicht als solche auf dieses oder jenes Glied einer späteren Generation übertragen, sondern eine gewisse nervöse Schwäche und Ueberreizbarkeit des ganzen Nervensystems liegt zu Grunde, und auf dem Boden dieser erblichen Veranlagung entwickelt sich bei irgend einer ins Gewicht fallenden Veranlassung die betreffende Krankheit. Gewisse Stoffwechselkrankheiten, die sogenannte Gallsucht (Bilepsie), der Weitzanz u. s. w. sind alles Leiden, zu denen gewisse Familien prädisponiren und die in den verschiedenen Generationen bei dem einen oder dem anderen Gliede immer wieder zum Vorschein kommen.

Auch das nervöse Asthma hat man in wiederholten Fällen als erbliches Leiden beobachtet. Ebenso sind die Ursachen der Migräne, dieses halbseitigen, dumpfen, bohrenden Kopfschmerzes, welcher besonders das weibliche Geschlecht zu befallen pflegt, vornehmlich in einer erblichen Veranlagung zu suchen. Ein Organ, dessen Erkrankungen und Abnormitäten sich theilweise ebenfalls als erbliche Dispositionen zurückführen lassen, ist das Herz. So hat man z. B. häufig gefunden, daß sich nicht bloß die Veranlagung zu Herzleiden von den Eltern auf die Kinder forterbte, sondern daß sogar Kinder mit Herzklappenfehlern geboren wurden, wo der Vater oder die Mutter mit demselben Klappenfehler befallen waren.

Unweniger wichtigen Körpertheilen findet man in manchen Familien eine gewisse erbliche Disposition für lasterhafte Erkrankungen der Schleimhäute, besonders der Nase, des Nasenrachenraumes, der Ohrtrompeten, der Mandeln u. s. Auch die abnormen Schleimhautgebilde im Nasenrachenraum, die sogenannten „adenomischen Wucherungen“ sind mit Bestimmtheit als erbliche Uebel zu bezeichnen. Kommt es doch oft vor, daß dieses Leiden, welches zu Verstopfung der Nase, Schwerhörigkeit, Sprachstörungen u. Veranlassung gibt, in manchen Familien bei einem der Eltern und zugleich bei mehreren Kindern beobachtet wird.

Es gibt es noch mancherlei Erscheinungen, die als erbliche Uebel bezeichnet werden könnten.

### Vor fünfzig Jahren

harr fern von ihrer englischen Heimat, in Afrika, eine berühmte, noch jugendliche Dichterin unter außergewöhnlichen Verhältnissen an Glt.

Letitia Elizabeth Landon war am 14. August 1802 in Chelsea geboren. Durch harten Brand des Lebens frühzeitig geküßelt, gelang es ihr bei größter Ausdauer, sich mit ihrem Talente durchzusetzen und ihrer Familie ein Trost und eine Stütze zu werden. Sie lebte alle ihre „heben Demüthigungen“ ertragen zu haben, von denen, wie sie sagt, Felicia Hemans verachtet gelassen ist; sie mußte auf der breiten Pflanzung des Lebens den Staub und die Hitze des Tages ertragen, mußte harte Arbeit und Verdächtigungen über sich ergehen lassen, die zu erdulden ihrem Dichtergemüth unendlich schwer fiel.

Durch Gedächtnis, die in der „Herzogin Gazette“ nur mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens „L. E. L.“ erschienen, legte sie den Grund zu ihrem späteren Ruhm, der ihr den Vortehr

in der englischen Aristokratie erfolglos und die Mittel zu gewinnen Reien bebot. Sie beehrte u. A. auch den Rhein und bewährte als Freund vieler Meile die Sage von „Hollands Thron“ (deutsch von D. v. Hoff). In die literarische Bewegung hineingeworfen, gab sie Almanache heraus und bot in denselben und in fremden Journalen ihre Novellen an. Ihre bedeutendste Dichtung in Versen ist „Die Impressionen“ (deutsch von Kraus); aber die Blüthe ihres inneren Lebens ist in ihren lyrischen Gedichten enthalten, von denen folgende, „Sonnet von Keonius, Georg Perry und anderen einzelne ins Deutsche überetzt, es sind vorzugsweise Oberungen einer tiefen und arzten Melancholie, doch stellen auch nicht Wenigeren erquicklicher Kraft.

Im Jahre 1838 vermählte sich die Dichterin mit Sir George Maclean, dem Gouverneur von Capetown-Gebiete in Afrika, und schied mit schwerem Herzen von der Heimat, um ihrem Gatten zu folgen. Auf der langen Seereise erkrankte man schönes Geschick; aus einem Verleihen: „Die Nacht zu dem Meere“ (deutsch von Keonius) ist Folgendes angeführt:

Die Luft ist ungesund, die Meilen wiegen, Geidöpfe, rüchbar, felsam, hart und groß. Der Schweißlich und der Doh zieh'n aus zu tragen. Der Meer überall herrscht Kampf im Sturmhauch. Der Wind gleich einem Meer' erdringend. Hebt ein quantitat' W'iffich auf der Fluth Ein Silbernetz dem Nierenhaut entwirrend. Der Mädchenquallen gleich ein Raubgefluth. Ihr meine Freunde fern. Mit Euch las ich die Feinmährchen gen.

Ich ist das „innere Verden geworden. Man hört de Wachen auf und niedergeb't. Die Wogen schlagen an des Schiffes Bord. Segel und Stride hin im Winde wehn. Das Topmastenfeld reißt wie auf're Jimmen Den Schottenthor, der streit zum Stimmelspel. Vom Kompaß wieder rothe Gluthen rinnen. Vom ein'ig' Licht, das auf're Bahn erlennt.

Auf Nähnlein, drau' des Morgens Farben strahlen. Nieht auf der Nid' wie laiches Lebensglut. Vom Kompaß wieder rothe Gluthen rinnen. Von jenem Licht, das ender kein Verloren. So kam der Genius lichten Auges entziehen. Wenn sieh'los ihm die nie'd're Erde droht. So aus dem Herzen schweben Phantosen. Was den verelien Fingel bracht der Tod. Ihr, meine Freunde fern. Was ich auch seh', mit Euch verbind' ich's gern.

Im Mondlicht kam ich einen Strich endeter. Um den mein Bild sich weit umhört gemüth. Ein's moht nur Wachen, weid'ig' standend necken Des Richters Bild, der in die Ferne flieht. Bekannt ist jeder Punkt des Schiffes Auge. Fern auf gekümmerten Wogen liegt der Strand. Das Schiff eilt hin, beschwimmt von rüchtem Sauche. Sein Ziel ist da. — Ihr sehen morgen Land.

Drei Monate nach ihrer Ankunft in Afrika, am 16. October 1838, fand man die Dichterin leblos in ihrem Zimmer, vergiftet durch Chloräure (Prussium acidum), die sie als Arznei gegen Magenkrampf zu nehmen gewohnt war. Ob sie unwürdiger Weise eine zu harte Dosis des Medicaments nahm, oder ob sie absichtlich handelte, ist unauflöslich geblieben; eine dritte Annahme ist, sie sei durch eine Schläm vergiftet worden. In England, wo man mit Vorliebe letzteres annimmt, erregte die Nachricht von diesem Todesfälle allgemeine Bekanntheit, und der englische Dichter, Charles Swann, alchimie in einigen schönen Strophen ihren Leichnam für die Seimathede.

### Mannigfaltiges.

#### Sononum von Berthold Arnan.

Ich bin ein feiner Plaqueist Und hab' vertragen dir und dreißt. Wenn du dich dann nicht vorgehehen. So halt' du Schmerzen auszuhalten.

Für mich man viel Verwendung hat Auf Feld und Flur, in Dorf und Stadt; Man hindert durch mich die Bewegung. Du stich, was ist, dann ohne Regang.

#### Charade von J. W.

Ein und zwei fisch genenigt hat. Dem eines gern dem andern hat. Der Silben erste Weiden In Freuden wie in Leiden.

Es steigt das zweite Silberpaar Zur Erde nieder Jahr für Jahr. Am die Natur zu schmähen Den Menschen zum Entzuden.

Mit höchster Reime, tiefstem Schmerz Durchdringt das Ganze manch ein Herz; In Lieben lieg es können Ein Lieblich der Komödien.

#### Charade von D. W.

Ein Mädel jung und fleischlich Das war mein Zweites lang, Bis daß sie zur Erten zu machen Mich meine Liebe zwang.

Ihr freundliches Gemüth! Doch ist ihr Ganges fernwar. Sie liebt, wenn auch nicht mein Ertes, Mein Zweites immerdar.

#### Palindrom.

In fremder Sprache nennt es dir, Was von den Alten ward gegeben. Damit man sollte ihr sich und Nach ihm zu leben sich bestreben.

In unre Sprache laßt das Wort, — Man muß man es von hinten lesen — Bis wien es sich von vorn fort Etz' nützlich, so wie jetzt, gemessen.

#### Singung aus Nr. 42.

FFerrärthel: Rosine r.

#### Correspondenz zu Nr. 42.

Sam. Keilgen, Gethw. L. Bruno Aldrich in L. C. Fernig, Sontz E. G. Weichneider in Karlsruhe richtig.